

Klimaanlage nutzen: maximalen Durchzug bei heruntergekurbelten Fenstern. Viel brachte das nicht, doch Tru war an die Hitze gewöhnt. Er krempelte sich die Ärmel seines hellbraunen Hemdes hoch. Dazu trug er seine übliche Trekkinghose, die im Laufe der Jahre weich und bequem geworden war. Die Gäste am Pool der Lodge hatten wahrscheinlich Badesachen und Flipflops an, aber in dieser Aufmachung hatte er sich noch nie wohlgeföhlt. Außerdem hatten ihm die Stiefel und die lange Hose einmal, als er einer wütenden Schwarzen Mamba begegnet war, das Leben gerettet. Ohne die richtige Kleidung hätte das Gift ihn in weniger als dreißig Minuten umgebracht.

Er sah auf die Uhr. Kurz nach sieben, und er hatte zwei lange Tage vor sich. Er ließ den Motor an, setzte zurück und fuhr los. Am Tor sprang er aus dem Wagen, zog es auf, ließ den Pick-up durchrollen und schloss es wieder. Das Letzte, was seine Kollegen brauchten, war, bei ihrer Rückkehr ein Löwenrudel vorzufinden, das es sich im Camp gemütlich gemacht hatte. So etwas war schon vorgekommen, wenn auch nicht in diesem, sondern in einem anderen Camp, in dem er gearbeitet hatte, im Südosten. Das war ein chaotischer Tag gewesen. Niemand hatte so recht gewusst, was tun, außer abzuwarten, bis die Löwen sich entschieden hatten, was sie ihrerseits zu tun gedachten. Zum Glück waren die Tiere später am Nachmittag auf die Jagd gegangen, aber seitdem überprüfte Tru immer das Tor, auch wenn er nicht selbst fuhr. Einige der Guides waren noch neu, und er wollte kein Risiko eingehen.

Schließlich legte er den Gang wieder ein und lehnte sich zurück, um die Fahrt so angenehm wie möglich zu gestalten. Die ersten einhundertfünfzig Kilometer führten über unbefestigte Straßen voller Schlaglöcher, erst im Naturschutzgebiet, dann an einer Reihe kleiner Dörfer vorbei. Dieser Teil dauerte bis zum frühen Nachmittag, und da er die Strecke gut kannte, ließ er seinen Gedanken freien Lauf, während er die Welt betrachtete, die er seine Heimat nannte.

Die Sonne glitzerte durch Federwölkchen über den Baumwipfeln auf eine Gabelracke, die sich gerade links von Tru aus den Ästen erhob. Vor ihm kreuzten zwei Warzenschweine die Straße und trotteten an einer Pavianfamilie vorbei. Er hatte diese Tiere schon Tausende Male gesehen, und wieder staunte er, wie sie, umringt von so vielen Raubtieren, überleben konnten. Tiere, die sich weit unten in der Nahrungskette befanden, bekamen mehr Nachwuchs. Weibliche Zebras zum Beispiel waren bis auf neun oder zehn Tage pro Jahr trächtig. Löwinnen dagegen, so die Schätzung, mussten sich für jedes Junge, das sein erstes Lebensjahr vollendete, über eintausendmal paaren. Es war evolutionäres Gleichgewicht in Reinkultur, und obwohl Tru das jeden Tag erlebte, empfand er es immer noch als außergewöhnlich.

Gäste fragten ihn oft nach seinen aufregendsten Erlebnissen bei Safaris. Dann erzählte er, wie es war, von einem Spitzmaulnashorn attackiert zu werden, oder dass er einmal Zeuge gewesen war, wie eine Giraffe sich wild aufgebäumt hatte, bis sie

schließlich explosionsartig und mit überraschender Geschwindigkeit ihr Junges zur Welt brachte. Er hatte einen jungen Leopard an ein Warzenschwein, das beinahe doppelt so groß wie er selbst war, hoch auf einen Baum schleppen sehen, nur Zentimeter vor einem Rudel knurrender Hyänen, die seine Beute gerochen hatten. Einmal war er einem von seinem Rudel ausgestoßenen Wildhund gefolgt, der sich einer Schakalgruppe angeschlossen hatte – derselben Schakalgruppe, die er früher gejagt hatte. Die Geschichten nahmen kein Ende.

War es möglich, überlegte er, eine Tour zweimal auf die gleiche Art zu erleben? Die Antwort lautete Ja und Nein. Man konnte in derselben Lodge wohnen, mit denselben Guides arbeiten, zur selben Zeit aufbrechen und dieselben Straßen bei genau demselben Wetter in derselben Jahreszeit abfahren, und trotzdem waren die Tiere immer an anderen Stellen und verhielten sich anders. Sie wanderten zu Wasserlöchern oder davon fort, horchten und beobachteten, fraßen und schliefen und paarten sich, waren alle schlicht und einfach damit beschäftigt, einen weiteren Tag zu überleben.

Etwas seitlich entdeckte er eine Impalaherde. Die Guides scherzten gern, dass Impalas das McDonald's des Buschs seien, Fast Food im Überfluss. Sie standen auf dem Speisezettel jedes Raubtiers, und die Gäste wurden es normalerweise schon nach einer einzigen Fahrt überdrüssig, sie zu fotografieren. Tru allerdings ging vom Gas und beobachtete, wie eins nach dem anderen unfassbar hoch und anmutig über einen Baumstamm sprang. Es sah aus wie choreografiert. Auf ihre eigene Art, dachte er, waren sie so besonders wie die großen Fünf – Löwe, Leopard, Nashorn, Elefant und Wasserbüffel – oder die großen Sieben, zu denen zusätzlich Geparden und Hyänen zählten. Das waren die Tiere, die Besucher am liebsten sehen wollten, die Arten, die am meisten Aufregung hervorriefen. Dabei war Löwen zu finden nicht sonderlich schwierig, zumindest wenn die Sonne schien. Diese Tiere schliefen achtzehn bis zwanzig Stunden am Tag, und normalerweise lagen sie im Schatten. Einen sich bewegenden Löwen zu entdecken hingegen kam selten vor, außer nachts. Tru hatte auch schon in Lodges gearbeitet, die Abendtouren anboten. Einige waren haarsträubend verlaufen, und oft hatte man kaum etwas erkennen können vor Staub, den Hunderte von Büffeln oder Gnus oder Zebras auf der Flucht vor Löwen aufwirbelten, sodass Tru gezwungen gewesen war, den Jeep anzuhalten. Zweimal hatte sich der Wagen genau zwischen dem Löwenrudel und seiner Beute befunden, was Trus Adrenalinspiegel jäh in die Höhe getrieben hatte.

Die Straße wurde stetig holpriger, und Tru fuhr noch langsamer und in Schlangenlinien. Sein Ziel heute war Bulawayo, die zweitgrößte Stadt des Landes, wo seine Exfrau Kim und sein Sohn Andrew wohnten. Er besaß dort ein Haus, das er nach seiner Scheidung gekauft hatte. Rückblickend war offensichtlich, dass er und Kim nicht gut zueinander gepasst hatten. Sie hatten sich damals in einer Bar in

Harare kennengelernt, wohin Tru zwischen zwei Jobs gekommen war. Später erzählte Kim ihm, dass er auf sie exotisch gewirkt hatte, was in Kombination mit seinem Nachnamen ausreichte, um ihr Interesse zu wecken. Sie war acht Jahre jünger und schön, mit einem lässigen und gleichzeitig selbstbewussten Charme. Eins führte zum anderen, und letzten Endes verbrachten sie die nächsten sechs Wochen zusammen. Dann zog es Tru schon wieder in den Busch, und er wollte die Beziehung beenden, doch Kim teilte ihm mit, sie sei schwanger. Also heirateten sie, Tru nahm die Stelle in Hwange an, weil es relativ nah an Bulawayo lag, und bald darauf kam Andrew.

Obwohl sie gewusst hatte, womit Tru sein Geld verdiente, war Kim davon ausgegangen, dass er sich, wenn das Kind da war, einen Job suchen würde, für den er nicht wochenlang fort sein musste. Doch er arbeitete weiter als Guide, Kim lernte einen anderen Mann kennen, und keine fünf Jahre später war ihre Ehe vorbei. Keiner war dem anderen böse, im Gegenteil, ihr Verhältnis hatte sich seit der Scheidung im Grunde verbessert. Wenn Tru Andrew abholte, unterhielten er und Kim sich ein Weilchen, erzählten sich ihre Neuigkeiten wie alte Freunde, die sie ja auch waren. Sie war wieder verheiratet und hatte mit ihrem zweiten Mann Ken eine Tochter, und bei seinem letzten Besuch hatte sie Tru erzählt, dass sie erneut schwanger war. Ken arbeitete bei Air Zimbabwe in der Buchhaltung. Er trug einen Anzug zur Arbeit und war jeden Abend zum Essen zu Hause. Das hatte Kim sich gewünscht, und Tru freute sich für sie.

Was Andrew anging ...

Sein Sohn war inzwischen zehn und das großartigste Ergebnis ihrer Ehe. Wie es das Schicksal wollte, hatte Tru sich ein paar Monate nach Andrews Geburt mit den Masern angesteckt, wodurch er unfruchtbar geworden war, aber er hatte nie das Bedürfnis nach einem weiteren Kind gespürt. Für ihn war Andrew mehr als genug, und er war auch der Grund, warum Tru jetzt einen Umweg über Bulawayo machte, statt direkt zur Farm zu fahren. Mit seinen blonden Haaren und braunen Augen ähnelte Andrew seiner Mutter, und in Trus Hütte hingen Dutzende von Zeichnungen von ihm. Im Laufe der Jahre waren auch Fotos hinzugekommen, denn bei jedem Besuch bekam er welche von Kim – unterschiedliche Versionen seines Sohns verschmolzen miteinander, entwickelten sich zu jemand gänzlich Neuem. Mindestens einmal pro Woche skizzierte Tru etwas, das er im Busch gesehen hatte, meistens ein Tier, aber zusätzlich zeichnete er sich und Andrew, als Erinnerung an seinen jeweils letzten Besuch.

Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen war schwierig gewesen, besonders nach der Scheidung. Immer sechs Wochen am Stück arbeitete Tru im Camp. Kim hatte das Sorgerecht und er keinerlei Anteil am Leben seines Sohnes, keine Anrufe, keine Besuche, keine spontanen Fußballspiele oder Ausflüge zur Eisdielen. Im

Anschluss übernahm Tru zwei Wochen lang die Betreuung und spielte die Rolle des Vollzeitvaters. Dann wohnte Andrew mit ihm in dem Haus, Tru brachte ihn zur Schule, schmierte Butterbrote, kochte und half bei den Hausaufgaben. An den Wochenenden machten sie, was Andrew sich wünschte, und in jedem einzelnen Augenblick staunte Tru, wie es möglich war, seinen Sohn so sehr zu lieben, selbst wenn er nicht immer da war und es zeigen konnte.

Rechts von ihm kreisten zwei Truthahngerier. Vielleicht hatten die Hyänen gestern Abend etwas übrig gelassen, oder ein Tier war frühmorgens verendet. In letzter Zeit hatten viele Tiere zu kämpfen gehabt. Es herrschte wieder einmal Dürre, und die Wasserlöcher in dieser Region des Schutzgebiets waren ausgetrocknet.

Das war nicht überraschend. Nicht weit von hier Richtung Westen, in Botswana, lag die riesige Kalahari-Wüste, Heimat der legendären San. Deren Sprache galt als eine der ältesten noch existierenden, mit vielen Klick- und Schnalzlauten, und klang für Außenstehende beinahe außerirdisch. Obwohl sie fast keine materiellen Güter besaßen, scherzten und lachten sie mehr als jede andere Volksgruppe, der Tru je begegnet war. Wobei er sich fragte, wie lange sie ihre Lebensweise noch aufrechterhalten konnten. Die Moderne drang immer weiter vor, und es gab Gerüchte, die botswanische Regierung wolle eine allgemeine Schulpflicht erlassen, auch für die San. Das bedeutete vermutlich über kurz oder lang das Ende einer jahrtausendealten Kultur.

Doch Afrika veränderte sich ohnehin ständig. Tru war noch in Rhodesien geboren, einer britischen Kolonie. Als Halbwüchsiger hatte er miterlebt, wie das Land von Unruhen erschüttert wurde, sich schließlich von Großbritannien abspaltete und letztlich zu Simbabwe und Sambia wurde. Wie in Südafrika – wegen der Apartheid immer noch ein Paria unter den Ländern der Welt – konzentrierte sich ein Großteil des simbabwischen Wohlstands in den Händen einiger weniger, und zwar fast ausschließlich Weißer. Tru bezweifelte, dass das ewig so bleiben würde, aber Politik und soziale Ungerechtigkeit diskutierte er mit seiner Familie nicht mehr. Sie gehörten immerhin zu ebenjener privilegierten Gruppe, und wie alle privilegierten Gruppen glaubten sie, ihr Reichtum und ihre Macht stünden ihnen zu, egal wie brutal sie einst erworben wurden.

Als Tru die Grenze des Naturschutzgebiets erreichte, passierte er das erste kleine Dorf, Heimat für etwa einhundert Bewohner. Wie das Camp der Guides war es sowohl zum Schutz der Menschen als auch der Tiere umzäunt. Tru trank einen Schluck aus seiner Thermoskanne und stützte den Ellbogen auf den Fensterrahmen. Er überholte eine Frau auf einem mit Gemüseboxen beladenen Fahrrad und einen Mann, der zu Fuß unterwegs war, vermutlich zum nächsten Dorf in knapp zehn Kilometern Entfernung. Tru hielt an, der Mann schlenderte zum Wagen und stieg ein. Für eine Unterhaltung reichten Trus Sprachkenntnisse aus, alles in allem

beherrschte er sechs Sprachen einigermaßen fließend, zwei davon indigene. Die anderen waren Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch. Das war einer der Gründe, warum er als Angestellter in den Lodges begehrt war.

Nach einer Weile setzte er den Mann wieder ab und fuhr weiter, bis er schließlich eine asphaltierte Straße erreichte. Am Mittag machte er Rast auf der Ladefläche seines Pick-ups, im Schatten einer Akazie. Die Sonne stand mittlerweile hoch am Himmel, und um ihn herum war es still, kein Tier in Sicht.

Von dort aus kam er schneller voran. Die Dörfer wichen kleinen Städten, dann größeren, und am späten Nachmittag erreichte er die Außenbezirke Bulawayos. Er hatte Kim seine Ankunftszeit brieflich mitgeteilt, allerdings konnte man sich auf die simbabwische Post nicht unbedingt verlassen. Normalerweise kamen die Briefe zwar an, aber nicht immer rechtzeitig.

Als er in die Straße einbog, sah er Kims Wagen und parkte dahinter. Er ging zur Tür, klopfte, und Sekunden später wurde geöffnet. Kim hatte eindeutig auf ihn gewartet. Während sie einander umarmten, hörte Tru bereits die Stimme seines Sohnes. Andrew stürzte die Treppe herunter und sprang ihm auf den Arm. Tru wusste, dass Andrew sich schon bald für viel zu alt für solche Liebesbekundungen halten würde, deshalb drückte er ihn noch fester. Konnte irgendeine Freude jemals diese übertreffen?

*

»Mummy hat erzählt, dass du nach Amerika fliegst«, sagte Andrew am Abend zu ihm. Sie saßen vor dem Haus auf einer niedrigen Mauer, die als Zaun zwischen Kims Haus und dem des Nachbarn diente.

»Stimmt. Aber ich bleibe nicht lange. Nächste Woche komme ich zurück.«

»Ich wünschte, du müsstest nicht weg.«

Tru schlang den Arm um seinen Sohn. »Ich weiß. Ich werde dich auch vermissen.«

»Und warum fährst du dann?«

Das genau war die Frage. Warum war nach all den Jahren dieser Brief eingetroffen? Mit einem Flugticket?

»Ich treffe meinen Vater«, antwortete Tru schließlich.

Andrew blinzelte, seine blonden Haare leuchteten im Mondlicht. »Du meinst Papa Rodney?«

»Nein. Meinen leiblichen Vater. Ich bin ihm noch nie begegnet.«

»Möchtest du ihn denn kennenlernen?«

Ja, dachte Tru, dann, nach weiterem Nachdenken, *nein, eigentlich nicht*. »Weiß ich nicht«, gab er zu, denn er war sich nicht sicher.

»Und warum fährst du dann?«